

eine ganze Weltmoral in sich schließenden gewichtigen Worten:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,  
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wunderbar erscheint es, daß diese gewichtigen Worte grade am 18. Oct. niedergeschrieben wurden, als nach dem „letzten Glück“ der „letzte Tag“ wirklich über Napoleon hereingebrochen war. Ohne diese Vorahnung, ohne diese directe Beziehung auf Napoleon's „letzten Tag“ wären sie wahrscheinlich nicht geschrieben worden; nur daß Goethe nicht wissen konnte, daß, während er sie schrieb, auf dem Blachfelde Leipzigs Napoleon's Stern niederging.

Daß er keiner großen, in sich geschlossenen Nation angehörte, wurde von Goethe, wie man aus seinem Aufsatze „Shakespeare und kein Ende!“ weiß, empfunden und aufs Schmerzlichste beklagt. Das geht auch aus den Worten hervor, die er an Ruden richtete, als dieser im November 1813 die Absicht aussprach, eine Zeitschrift unter dem Titel „Remesís“ herauszugeben, die zunächst gegen die Franzosen und ihren Kaiser gerichtet sein sollte. Ruden hat sie aufgezeichnet und wenn sie auch nicht buchstäblich genau sein mögen, so mag Goethe sie doch ungefähr so gesprochen haben<sup>34</sup>). Goethe rieth ihm von einem solchen Unternehmen, das ihn nur in verdrießliche Händel verwickeln werde, ab und sagte unter Anderem, nachdem er bemerkt, daß die Ideen Freiheit, Volk, Vaterland Niemand von sich zu werfen vermöge: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt.“ Freilich warf Goethe dann weiter die zweiseitige Frage auf: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Mützelung so schnell zur Bestimmung zurückzuführen vermöchte. . . . Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joch der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, aber ich sehe Kosaken, Bask-

iren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren.“ Einem Goethe waren die Franzosen, die doch eine hohe Culturstufe repräsentirten, noch unendlich lieber als diese wilden barbarischen Basken und Kosaken! Auch geht aus diesen und noch mehr aus einigen weiteren Worten hervor, daß Goethe sehr richtig den verderblichen Einfluß vorausfah, den Rußland fortan auf die Geschichte Deutschlands haben werde. Als Pflicht des Einzelnen bezeichnete Goethe dann, daß Jeder in seiner Stellung und nach seiner Fähigkeit dazu beitrage, die Bildung des Volkes zu verbreiten, „wie nach Unten, so auch, und vorzugsweise nach Oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin vorausstehe,“ damit es fähig bleibe „zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Goethe's literarische Arbeiten in diesem Jahre betreffend, so ward der dritte Band seiner Autobiographie „rebigirt und abgedruckt und erfreute sich, ungeachtet äußerer mißlicher Umstände, einer guten Wirkung.“ Ferner ward das italienische Tagebuch „näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht.“ Gedichtet wurden die Balladen „Der Todtentanz,“ „Der getreue Eckardt,“ „Die wandelnde Glocke.“ Die Dyer „Der Löwenstuhl“ wurde zurückgelegt und die Uebersetzung, auf welcher der Entwurf beruht, später in der Ballade „Die Kinder, die hören es gerne“ ausgeführt. Die Trauer- und Gedächtnisrede auf Wieland ist schon genannt. Daß damit auch naturwissenschaftliche und geologische Studien, die er namentlich in Töpliz in den Zinnwerken von Graupen, Zinnwalde und Altenberge betrieb, Hand in Hand gingen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Diesem Jahre gehört auch die Abhandlung „Shakespeare und kein Ende“ an, die zwar vielgenannt ist, aber doch wenig bekannt zu sein scheint, mit Ausnahme der Ueberschrift, durch die sich Viele, ohne die Abhandlung zu lesen, zu der falschen Annahme verleiten lassen, daß Goethe darin der Ueberschätzung Shakespeare's oder gar diesem selbst den Krieg erkläre. Wie hoch ihm Shakespeare stand, beweist ja allein folgende Stelle: „Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich im Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt hängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und fleißig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht, wie Shakespeare sich zum Weltgeist gefellt; er durchdringt die Welt wie jener, beiden ist Nichts verborgen.“ Höher läßt Shakespeare sich doch wol schwerlich stellen, als Goethe in diesem Aufsatze gethan hat. Hier ist an eine Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe zu erinnern, wo dieser sich über Tieck's große Verdienste ausspricht, zugleich aber selbstbewußt äußert, daß man im Irrthume sei, wenn man Tieck ihm gleichstellen wolle. „Ich kann dieses grade herausfagen,“ fährt Goethe fort, „denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“ Wogegen aber

<sup>34</sup>) Siehe „Rückblicke aus meinem Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Ruden“ (1847).

Goethe in dem eben berührten Aufsatze protestirt, ist die Ansicht oder vielmehr, wie Goethe sich ausdrückt, „die Redensart,“ daß bei der Aufführung Shakespearescher Stücke kein Jota zurückbleiben dürfe. „Diese Redensart,“ fährt Goethe fort, „hört man, so sinnlos sie ist, immer wieder klingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren von den deutschen Bühnen verdrängt sein.“

Am 7. Mai 1814 erhielt Goethe von Jffland die freundliche Aufforderung, zur Feier der Ankunft des Königs und seiner hohen Gäste in Berlin ein Festspiel zu dichten. Goethe glaubte sich dieser patriotischen Aufgabe nicht entziehen, die sich ihm darbietende Gelegenheit, Deutschlands Befreiung vom Fremdenjoch zu verherrlichen, nicht von der Hand weisen zu dürfen. Man hat (s. B. Rückert) dem allegorischen opernartigen Festspiele „Des Epimenides Erwachen,“ das er zu diesem Zwecke in der stillen Einsamkeit des kleinen Badeortes Werka dichtete und wol noch vor Ende des Monats Juni fertig brachte, den Vorwurf gemacht, daß sich der Dichter darin bequem habe, in vornehmer Manier auch einmal patriotisch zu sein; wäre er aber auf den Auftrag nicht eingegangen, so würde das Urtheil wahrscheinlich noch viel herber gelautet haben, man würde gesagt haben, aus der kalten Zurückweisung der so ehrenvollen Aufforderung lasse sich deutlicher als aus jedem andern Umstande erkennen, daß ihn das große Befreiungswerk nicht nur gleichgültig gelassen, daß er ihm auch innerlich abgeneigt, sogar feindselig gewesen. Die Ausarbeitung der Festdichtung war daher für ihn eine Ehrensache, aber auch zugleich Herzenssache; denn man weiß, daß Goethe den politischen Zeitereignissen gegenüber sich durchaus nicht gleichgültig verhielt, daß er sie als contemplativer Geist nur in seiner Weise anschaute, die freilich nicht Jedermanns Weise war. Daher ergriff er auch diese Gelegenheit mit Eifer, sein Herz von manchem es bedrängenden Stoffe zu erleichtern. Die berliner Aufführung kam übrigens an dem festgesetzten Tage (7. Aug.) nicht zu Stande, theils weil der sehr säumige Kapellmeister Bernhard Anselm Weber nicht mit seiner Musik dazu fertig geworden, theils weil Jffland's Krankheit und Tod im September dazwischen gekommen war. Erst nach Napoleon's Rückkehr von Elba gelangte es, durch die eifrigsten Bemühungen des Theaterintendanten Grafen Brühl, am 30. März 1815 zur ersten und gleich am folgenden Tage zur zweiten Aufführung und der Erfolg war ein so bedeutender, daß das nicht umfangreiche Stück 2½ Stunden spielte, und zwar, wie Zelter berichtet, besonders dadurch aufgehalten, „daß eine unendliche Menge Kraftphrasen und Sentenzen in langen Pausen beklatscht und berufen wurden, weshalb die Spieler so lange inne halten mußten.“ Wer jetzt in aller Gemüthsruhe das Festspiel liest, wird sich den stürmischen Beifall, den es in Berlin gefunden, nur aus der Erregung des Augenblicks und aus der damals größeren Empfänglichkeit für Allegorisches und Symbolisches erklären können. Nicht als ob es nicht reich an poetischen Schönheiten, sinnreichen Feinheiten und an herrlichen, jetzt noch gültigen Gedan-

ken sei. Aber dem Dichter fehlte es, wie Dünker mit Recht bemerkt, „an jenem jugendfrischen Aufschwunge stürmender Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, durch welche, wie er wol merkte, Nichts weniger als die Freiheit errungen sei... Dann aber waren auch die betreffenden Persönlichkeiten einer ernst würdigen dramatischen Darstellung keineswegs günstig und sie verschwanden vor der Wundererscheinung des mit Mühe bewältigten Welteroberers, gegen den sich alle sonst so gespaltenen und eifersüchtig sich belauernden Staaten Europa's verbinden mußten“<sup>35)</sup>. Die Begeisterung, die ohnehin in bestellten Festgedichten selten in hohen Wogen zu schlagen pflegt, wurde außerdem bei Goethe durch eine gewisse ironische Stimmung abgekühlt, von der er gegenüber den hochgepannten Erwartungen und den großen Verheißungen der Fürsten damals durchaus beherrscht war. Goethe wußte besser, wie es damit stand, und mit Recht erblickt Dünker eine leicht kenntliche, voraussehende ironische Anspielung in den Worten des Dämons der List:

Doch Alles, was wir je erfonnen,  
Und Alles, was wir je begonnen,  
Gelingen nur durch Unterschleif.  
Den Völkern wollen wir versprechen,  
Sie reizen zu der fähnsten That;  
Wenn Worte fallen, Worte brechen,  
Nennt man uns weise, flug im Rath.  
Durch Zaudern wollen wir verwehren,  
Und Alle werden uns vertraun u. s. w.

Mehr im Tone einer donnernden Strafrede erklingt jene Strophe, die er im Tone des letzten Chorgesanges seines Festspiels später nachdichtete:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath,  
Mit überrechtem Muth  
Das, was der Gorfes-Franke that,  
Nun als ein Teutscher thut!  
Er fühle spät, er fühle früh,  
Es sei ein dauernd Recht;  
Ihm geh es, trotz Gewalt und Müß,  
Ihm und den Seinen schlecht!

Auch das Kriegerchor des Festspiels mit dem Refrain „Hinan! — Vorwärts! — Hinan!“ hat einen kräftigen martialischen Klang. Aber die ganze Form war doch zu abstrus, um dem Festspiele eine längere Dauer zu sichern, obchon es noch zweimal in Berlin und am 30. Jan. 1815, dem Tage, an welchem der Großherzog den Falkenorden erneuerte, in Weimar zur Aufführung kam, begreiflicherweise mit den durch die Verhältnisse gebotenen, aber auch anderen weniger nöthigen und nicht grade sehr glücklichen Aenderungen. Dieses patriotische Festspiel war das letzte Stück, welches Goethe mit specieller Rücksicht auf die Bühne und zum Behufe einer Aufführung dichtete.

Außerdem fällt in dieses Jahr ein für gesellschaftliche Musik bestimmter lyrisch dramatischer Scherz „Das Grabmal des Weisen,“ worin, wie Goethe bemerkt, „die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysis-

<sup>35)</sup> Siehe die Abhandlung: „Das Festspiel: Des Epimenides Erwachen“ in H. Dünker's schon erwähnter Schrift: „Neue Goethe-Studien.“

sehen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen.“ Doch mußte dieses Scherzspiel für damals „wegen Anzüglichkeit unter die Parapomöna“ gelegt werden. Außerdem rückte die „Italienische Reise“ vor und der, „Westöstliche Divan“, auf den noch zurückzukommen ist, begann sich zu entwickeln.

Großen Genuß und viele Belehrung gewährte ihm eine Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden, über die er selbst bekennt, daß er seitdem eine größere Milde und Schonung gegen Menschen gewonnen habe. In Wiesbaden gewährte ihm das Mineraliencabinet des Geheimraths von Leonhard<sup>36)</sup>, in Heidelberg die berühmte Boissière'sche Sammlung altteutscher und niederländischer Gemälde, die jetzt einen vorzüglichen Bestandtheil der münchener Gemäldesammlung bildet, und in Frankfurt die in letzter Zeit entstandenen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft großes Interesse. Ueber manches auf dieser Reise Beobachtete berichtete er dann in der Zeitschrift „Rhein und Main.“ Bei seinem diesmaligen Besuche Frankfurts, der mit der ersten Feier des 18. Oct. zusammentraf, fand eine, wie es scheint, ziemlich vollständige Ausöhnung mit seinen Landsleuten statt, indem man ihm zu Ehren eine Aufführung des „Tasso“ bei festlicher Ausschmückung des Hauses und Büstenbekrönung am Schluß veranstaltet hatte. Er wurde mit lautem Jubel empfangen und als er das Haus verließ, fand er Treppen und Gänge mit dichtgedrängten Reihen ehrfurchtsvoll grüßender Zuschauer gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchschritt. Goethe hegte bekanntlich früher für seine Vaterstadt keine sehr schwärmerische Zuneigung, und auch später, 1830, entstand zwischen Frankfurt und seinem größten Sohne eine Differenz wegen nachverlangter Einkommenssteuern. Goethe soll nun, über dieses Anfinnen höchlichst entrüstet, sein Bürgerdiplom zurückgeschickt haben.

Im Sommer des nächstfolgenden Jahres 1815 wiederholte er diese Reise, auf der er unter Anderem in Biberich mit dem Erzherzoge Karl zusammentraf, der ihm seine kriegsgeschichtlichen Werke nebst Karten zum Geschenk machte. In der „ehrenden Gesellschaft“ des Staatsministers Stein ging es dann weiter nach Köln, wo er mit ihm und E. M. Arndt einige Tage verlebte<sup>37)</sup> und

36) Siehe über Leonhard's Verkehr mit Goethe des ersten Werks: „Aus unserer Zeit in meinem Leben“ (1854). 37) Arndt spricht von dieser Begegnung in seinen „Erinnerungen“ wie in seinem Buche: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von und zum Stein.“ Hiernach habe der Freiherr den Dichter aus dem Gasthose in Nassau in sein Schloß hinaufgenöthigt, habe anspannen lassen und sei mit ihm den Rhein nach Köln hinabgefahren. Arndt versichert, daß er Stein's Rede in Gesellschaft „nie stiller habe tönen hören.“ Bei aller Verehrung für Goethe hat doch auch Arndt etwas an ihm herumzusticken; ihm sel Goethe's steife, „fast bedientenmäßige“ Haltung jungen adeligen Officieren gegenüber auf, was er jedoch zum Theil auf die, wie Arndt gefunden haben will, im Verhältnis zu Goethe's übrigen Körper zu kurzen Beine desselben schiebt. Karl August wird von Arndt, dessen Stimme doch auch gehört werden muß, als ein „leichtfertiger Hohnlächer und Spötter“, als ein „Mephistopheles“ geschildert, „der vielleicht auch Goethe oft mehr herabgezogen als gehoben hat.“ Nun dieser Einfluß Karl August's auf Goethe scheint doch nicht

namentlich, eine durch die spätere Vorliebe zur hellenischen Kunst in den Hintergrund gebrängte Jugendliebe wieder erneuernd, sich dem Studium alttextlicher Kunst in Walltraff's Sammlung und an dem Dome, diesem „schmerzenvollen Denkmale der Unvollendung“ hingab. In Frankfurt besichtigte er die Stadel'schen, Brentano'schen und Senkenberg'schen Kunst- und Naturaliensammlungen, und in Heidelberg, wo er bei Su Ip Boissière, seinem Begleiter auf dem Abschnitte seiner Reise von Wiesbaden an, die gastfreundlichste Aufnahme fand, hatte er wieder „die schönste Gelegenheit, die unschätzbare Sammlung mehre Tage zu betrachten“ und sich „von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen.“ Hier traf er auch wieder mit seinem alten jener Bekannten Paulus zusammen, mit dem er manche heitere Stunde damit zubrachte, sich in arabischer Schrift zu üben; in Karlsruhe machte er die Bekanntschaft Hebel's, dessen „Alemannische Gedichte“ von ihm hochgeschätzt und dem deutschen Publicum empfohlen wurden, und in Strasburg rief das herrliche Münster die Erinnerung an frühere festliche Jugentage wieder wach. Am 11. Oct. traf er wieder in Weimar ein. „So wurd' ich denn,“ bemerkt er über diesen Ausflug, „auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtshafswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermisst und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte,“ bezeichnende Worte, in denen sich doch ein gewisser Mismuth darüber ausdrückt, sich den Kleinverhältnissen von Weimar so gänzlich hingegeben zu haben.

Die köstlichste Ausbeute, die ihm diese sein ganzes Wesen wieder auffrischenden Reisen in den Jahren 1814 und 1815 zutrug, waren die Gedichte, die er dann in dem Cyclus des „Westöstlichen Divan“ vereinigte. Namentlich floß ihm der neue Lieberquell im Sommer 1815 reichlich. Sein ebenso rastlos thätiger als vielgestaltiger Dichtergeist war damit in eine neue Phase getreten. Zwar hatte ihn der orientalische Lieder- und Sagenschatz von jeher angezogen. Schon in der Jugend beschäftigte er sich, wie man weiß, mit Nachdichtungen des Hohenliedes und des Korans. Dann folgte die Bekanntschaft mit den Moallakat oder den Gedichten der sieben großen arabischen Dichter und mit den indischen Dichtungen, der Sakontala und der Gita-Govinda, theils in englischen, theils in deutschen Uebersetzungen. Namentlich hatte ihn die Sakontala zur Entzückung hingerissen. Aber erst in höher m Alter assimilirte er die morgenländische Poesie so innig mit seinem Wesen, daß sie die Substanz seiner lyrischen Production selbst wurde. Im J. 1814 waren ihm die sämtlichen Gedichte des hochberühmten persischen Lyrikers Hafis in der Uebersetzung J. von Hammer's zu-

so „herabziehender“ Art gewesen zu sein, da sich Goethe's Genius grade unter diesem Einflusse zu Dichtungen wie „Iphigenia“, „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w. erhob. Bei einer Gelegenheit soll übrigens der Freiherr von Stein diejenigen, welche sich über den Mangel an Patriotismus bei Goethe beschwerten, mit der Bemerkung zurechtgewiesen haben: Goethe sei doch zu groß; man solle ihn gewähren lassen.